<36630715350016

# Die Insel Ahasver's

Ein episches Gedicht

von

Maurice Reinhold von Stern

„Erlöst wird der nur, der sich selbst erlöst."
J. H. Mackay.

Dresden und Leipzig
E. Pierson's Verlag
1893

Maurice Reinhold von Stern:

# Die Insel Ahasver's.

In E. Pierson's Verlag in Dresden und Leipzig sind von Maurice Reinhold von Stern ferner erschienen:

## Ausgewählte Gedichte.

Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

---

## Nebensonnen.

Neue Gedichte.

Illustrirt von Ernst Schlemo und Willy Oertel.

Mk. 4.50, in Prachtband mit Goldschnitt Mk. 6.—.

---

## Aus dem Tagebuch eines Enthaltsamen.

Aphorismen über die Alkoholfrage.

50 Pf.

---

## Aus den Papieren eines Schwärmers.

Worte an die Zeitgenossen.

Mk. 1.—.

# Die Insel Ahasver's.

Ein episches Gedicht

von

Maurice Reinhold von Stern.

„Erlöst wird der nur, der sich selbst erlöst."
J. H. Mackay.

Dresden und Leipzig.
E. Pierson's Verlag.
1893.

Frau Baronin

Isabella von Ungern-Sternberg

in Hochachtung

der Verfasser.

# Inhalt.

# I.

# Die Insel Ahasver's.

„Erlöst wird der nur, der sich selbst erlöst."
J. H. Mackay.

# Der Schiffbruch.

Das Wasser gurgelte. Das Schiff versank.
Das blaue Meer erglänzte still und blank.

Verkohlte Trümmer schwammen auf dem Plan;
Beruhigt athmete der Ocean.

Die Sonne sank; es wölbte sich die Fluth
Stahlblau geglättet in der Tropengluth.

Ein Goldgeglitzer auf den Wellen rann
Und zeichnete in's Abendroth die Bahn.

Und duftverschleiert schwamm am Horizont
Ein grünes Eiland, nebelfern durchsonnt.

Wie Silhouetten auf dem goldnen Grund,
Umsäumten Palmen rings das Uferrund.

Kein Ton. Kein Hauch. Kein leises Kräuseln sprach
Vom Brand, der eine Welt in Stücke brach.

So schluckt die Fluth des Lebens Angst und Streit,
Und drüber schließt sich die Unendlichkeit.

## Der Schwimmer.

Die Sonne neigte sich; das Gold zerrann.
Zur fernen Insel schwamm ein müder Mann.

Doch nicht in Aengsten, wie in Wassersnoth,
Nein, widerwillig fliehend vor dem Tod!

Ein silbern Haar umrahmte sein Gesicht;
So schwamm er träge in dem Sternenlicht.

Verkohlte Balken schaukelte die Fluth.
Aus müden Augen flammte todte Gluth.

Ein Durst nach Sterben, wunderbar gemischt
Mit Lebenshunger! Todte See und Gischt!

„O Leben, Leben! Deines Daseins Schmerz,
Er treibt den Müden wieder uferwärts.

Wie Ruthen, peitscht mich die verfluchte Gier,
Zu sein, zu athmen als ein lebig Thier.

Vernichtung will ich, Leben ist mein Fluch!
O Ahasver, wann schließt sich still dein Buch?

Die Welt versinkt. Und eine Welt ersteht.
Unsterblichkeit, dein herber Athem weht!

Nacht hinter mir und vor mir Dämmerung —
O ew'ger Gott, hab' Gnad', es ist genung!

Wie dieses Wasser in dem Mondenschein
Versprüht und funkelt — lösche meine Pein!

Du hörst mich nicht. — Durch salzig-ödes Meer
Und schwarze Trümmer treibt es mich umher.

Das junge Leben würgt des Todes Hand;
Mich spie noch jeder Schiffbruch an das Land!

Das trank mit Wonne Gold und Glück und Glanz
Und wirbelt nun dahin im Todtentanz.

Ich Alter, Müder, statt zur ew'gen Ruh',
Ich schwimme rastlos neuem Leben zu.

Ich tauche nieder. Salzig schmeckt die Fluth.
O bittre Welle, kühle meine Gluth!

Doch wieder aufwärts reißt es mich empor.
Die Sterne lachen leis im Nebelflor.

Und Tropfen sprühen in dem matten Strahl.
Armsel'ger Sünder, ewig ist die Qual!

Ihr gläub'gen Thoren, höret mich und wißt,
Daß die Verdammniß — ew'ges Leben ist!

## Die Landung.

Ich fühle Grund. Im Morgen lacht das Land.
Und bittre Thränen sickern in den Sand.

Wie kam dies Eiland aus dem Duft getaucht?
Ein lieblich Leben, wie von Gott gehaucht!

Verloren bin ich armer Sünder nicht,
Noch rührt mich tief der Schönheit Angesicht.

Ich sinke betend auf den nassen Kies:
Sei mir gegrüßt, du fremdes Paradies!

Das Frühroth glimmt. Es weht ein leiser Wind
Aus tiefen Gluthen, duftig, lau und lind.

Und träumend schaut mich meerverlor'nen Mann
Aus großen Augen fromm das Leben an.

Da packt mich wild des Daseins tiefster Groll;
Mein Aug' ist naß, mein krankes Herz ist voll.

Ich schreie thierisch in den Palmenwald,
Daß lautes Echo durch die Insel hallt.

Da zuckt ein Schmerz rings durch der Schönheit Traum —
Ich bin ein Mensch. Hier hat kein Friede Raum!

Kein Vogelruf. Kein ferner Unkenlaut.
Es schweigt die Insel, feierlich durchthaut.

In Sand und Muscheln knirscht mein wunder Fuß.
Ein tiefes Schweigen ist der einz'ge Gruß.

Kein Pfad. Kein Feld. Hier wohnt kein Menschenbild.
Wie tief erschauernd mir die Seele schwillt!

Hier bin ich Herr! Hier winkt mir noch ein Ziel!
Der zweite Mensch im Eden ist zu viel.

Hier pflanz' ich das zerfetzte Banner ein:
Dies letzte Eiland in der Welt ist mein! —

Ich bin dein Herr! Du stumme Insel hör's:
Ich taufe dich „Die Insel Ahasver's."

# Die Quelle.

Mich dürstet heiß. Der trockne Gaumen brennt.
Komm', kühl' die Gluth, du heilig Element!

Von grünem Farrnkraut manneshoch umbuscht,
Ein helles Wasser plätschert, rauscht und huscht.

O Wasser, Wasser! Kühles Weltenblut,
Durchriesle mich mit deiner klaren Fluth!

Ich trinke, trinke; gold'ner Schatten schwimmt
Durch wirres Blattwerk, das im Frühroth glimmt.

Noch lechzt der Gaumen und erlabt sich fort,
Vom bittern Salz des Oceans verdorrt.

Ein tiefer Athemzug. Verklärte Ruh'.
Du bist doch schön, verschmähtes Leben du!

Nun will ich schlummern in des Frühlichts Schein.
Der Quelle Goldgeplauder lullt mich ein.

## Der Traum.

Ein düstres Blachfeld ruht im Morgenduft.
Noch füllt ein schwerer Pulverdampf die Luft.

Ein lauer Brodem auf dem Felde ruht;
Es duftet fad nach Todesangst und Blut.

Ein Trommelwirbel hallt gedämpft von fern;
In mildem Glanze strahlt der Morgenstern.

Da hebt sich schauernd, wie der Morgen graut,
Ein gähnend-müder, öder Klagelaut.

Dann gellt ein Schrei. Ein irres Jauchzen lacht;
Es schleicht das Grauen über Leichen sacht.

Zerfetzte Leiber ruh'n im Morgengrau,
Sanft überperlt von silberhellem Thau.

Nun kracht ein Schuß. Die Sonne bricht hervor,
Durchgoldet leuchtend Rauch und Nebelflor.

Gebrochne Blicke, wirrer Gliederknäul —
Verzerrt, verstümmelt — wüster Höllengreul!

Die Fäulniß athmet; die Verwesung dampft;
Die goldnen Saaten grauenvoll zerstampft!

Getilgt, verlöscht der Liebe goldne Schrift!
Des Lebens Becher angefüllt mit Gift!

O Bruderliebe, die solch' Opfer heischt! —
Wer glaubt an dich, und wurde nicht enttäuscht?

O Heerdenglück, Geselligkeit und Staat!:
Ein jedes Wort ist Lüge und Verrath!

O Völkerfriede und Gerechtigkeit!
O frommer Wahnsinn, der zum Himmel schreit!

O Einsamkeit, du bist der größte Sieg!
Wo Zweie beieinander sind, ist Krieg!

Stirb aus, o Menschheit, tilg' dich im Gebet! —
Der letzte Mensch ist ein Anachoret.

# Der Morgengang.

Ich bin erwacht. Ein wirrer, wüster Traum!
Dicht über mir, da rauscht ein Palmenbaum.

O heil'ger Friede! Süße Einsamkeit!
Verstummt das Wort, das nach Erlösung schreit.

Wenn hinter mir die alte Welt verwest —
„Erlöst wird der nur, der sich selbst erlöst!"

Ich staun' die Welt mit Kinderaugen an;
Wie schön sie ist, da ich dem Troß entrann!

Der grüne Wald, das Schlingkraut in der Luft,
Die keusche Schönheit in dem Morgenduft!

Da rauscht es tief. O heil'ges blaues Meer,
Wie rollst du groß und prächtig zu mir her!

Am Strande flockt ein feiner, weißer Schaum,
Das Ufer leuchtet wie ein holder Traum.

Die Brise weht mir kühl ins Angesicht.
Mich hungert brennend, doch ich fürcht' mich nicht.

Ich stürze mich beseligt in die Fluth:
Ein Morgenbad im Ocean thut gut.

O weh, ein Fehltritt! Wohl ein scharfer Stein.
Ich tauche tastend in die Fluth hinein.

Da heb' ich es erheitert an das Licht:
Ein Schaalthier ist es; nein, ich täusch' mich nicht.

Die Schaale öffne ich mit grober Gier,
Da quillt ein zartes Muschelfleisch herfür.

Das mundet köstlich. Keines Reichen Tisch
Serviert die Austern, wie das Meer so frisch.

Und ohne Fischrecht fisch' ich frei und frank;
Der ganze Grund ist e i n e Austernbank.

Es fällt von mir des fremden Rechtes Bann, —
Und mein ist Alles, was ich haben kann.

Das ist es, was der Heerdenmensch vergißt,
Daß sein Gesetz nur in ihm selber ist!

In Furcht und Hoffnung rafft er sich sein Brot,
Ein feiger Dieb, ein Sklave seiner Noth.

Frei setz' ich mich an Gottes reichen Tisch:
Mein ist das Meer, die Auster und der Fisch!

Nun bin ich satt. Nach Früchten steht mein Sinn.
Ich lenk' die Schritte nach dem Walde hin.

Da leuchten schon durch Palmenblätter dicht
Die reifen Datteln in dem Sonnenlicht.

Ich pflücke Früchte, und kein Büttel naht!
Der Freiheit Insel ist kein heil'ger Staat.

Das lockt mich lustig mit der Sünde Gruß —
Kein Paragraph verbietet den Genuß.

Ich nehme mir's, da ich das Recht verwarf;
Denn mein Besitzthum ist, was ich bedarf.

Schon neigt die Sonne sich; ich wandre stumm
Und schau' mich froh auf meiner Insel um.

Ein Viertelstündchen ist das Eiland breit
Und streckt sich wohl fünf Viertel Stunden weit.

Am Ufer starrt blättriger Schieferstein,
Die ganze Insel ist ein Palmenhain.

Viel Schlinggewächs und wilder Weinstock klimmt;
Im Himmelblau kein leichtes Wölkchen schwimmt.

Kein Vogel singt. Der scheuen Möve Flaum
Streift nur im Fluge leicht den Wellenschaum.

Cikaden wimmeln; goldne Exenbrut
Spielt munter in des Abends Sonnengluth.

Ich lege mich still unter einen Baum,
Und bald verwirrt die Welt sich mir im Traum.

Ich hör' des Meeres rauschenden Gesang,
Den Wellenschlag am braunen Ufertang.

Der erste Tag! Der erste Sklavenring
Fiel klirrend nieder, als ich schlafen ging.

# Das Bauen.

Es fröstelt mich. Mir scheint, ich bin erwacht.
Recht kühl und neblig war die erste Nacht.

Das Schlafen draußen ist wohl nicht gesund;
Doch bin ich froh, daß kein Hotel hier stund;

Daß nicht Reklame jeden Stein beschmiert,
Und „Sunlight-Soap" nicht jeden Felsen ziert.

Doch muß ich sinnen, wie ich mich verberg';
Denn friert der Riese, ist er gleich ein Zwerg.

Das Bauen ist der Menschheit ew'ges Fest —
Auf Ahasver, und baue dir dein Nest!

Als letzte Waffe, wie das Schiff versank,
Ein wehrhaft Messer blieb mir, Gott sei Dank!

Drum frisch ans Werk! Bald splittert Spahn um Spahn;
Der Baum ist stark; doch stärker ist mein Wahn;

Mein Wahn, zu bauen an der Zukunft Haus,
Hebt hoch mich über alle Noth hinaus.

Schon sinkt ein Stamm; die grüne Krone fegt
Die blaue Luft, eh' sie sich niederlegt.

Und Stamm auf Stamm; schon quillt der helle Schweiß;
Doch voller Lohn ist meiner Arbeit Preis.

Viel freud'ger schafft das arme Menschenkind,
Wenn seine Werke sein Besitzthum sind!

Jetzt ist es Zeit, ich denke an mein Brot;
Mir ist gedeckt, ich kenne keine Noth.

Die Erde trägt für den, der schafft, genug,
Und alles Andre ist ein satter Lug;

Ein satter Lug des großen Bauchs der Welt,
Deß Riesendärme fremde Arbeit schwellt.

Ich bin mein Herr, ich gebe mir mein Brot,
Und wer mir's rauben will, den schlag' ich todt.

So zimmre ich und schäle meinen Stamm;
Das fügt sich schnell und zauberhaft zusamm'.

Der Balken Fugen stopfe ich mit Moos
Und frischem Seetang aus dem Meeresschoß.

Mein Mittagsmahl, das fisch' ich mir im Meer,
Und reife Früchte streut mein Baum umher.

Ein Stündchen Ruhe. Und mein Messer schafft
Von Neuem fort mit zäher Leidenschaft.

So wächst das Werk in heißer Mittagsgluth.
Ich sing' dazu und habe guten Muth.

Der Bauer, der sich auf sich selbst verläßt,
Deß Bauwerk steht auf gutem Grunde fest.

Und irre ich, so irre ich nur mir:
Mein Werk ist mein, und es gehört nicht Dir!

Ich diene Niemand!: Dies mein stolzer Schrei.
Es klirrt ein Ring. Mein Tagewerk ist frei.

## Die Andacht.

Das Haus ist fertig, trotzig, roh und fest.
Das macht nichts. Wenn's nur keinen Regen läßt!

Da hebt die Andacht freudig meinen Sinn
Und feierlich schreit' ich zum Meere hin.

Am Horizonte glüht das Abendgold,
Und wiegend-schwer die blaue Welle rollt.

Da sink' ich hin am lodernden Altar
Und bring' dem Höchsten stumm mein Danken dar.

Ich danke Dir, daß ich kein Feigling bin;
Daß nicht versklavt mein ungebrochner Sinn.

Ich danke Dir, daß ich mein Ziel erreicht;
Daß nicht die Demuth mein Gehirn erweicht.

Ich danke Dir für meinen trotz'gen Muth,
Für meines Rechtssinns flammenheiße Gluth.

Ich danke Dir für meinen starken Arm
Und für mein Herz, so lustig, keck und warm.

Ich danke Dir, daß Du mich hast befreit
Von Langeweile und Geselligkeit;

Von fader Menschen albernem Geplärr,
(Dafür besonders dank' ich Dir, o Herr!)

Ich dank' Dir innig, daß Du mich verschlugst,
In dieses Eilands stillen Frieden trugst.

Nun bin ich still. Was sonst noch mich bedrängt,
Das sei mit einem in das Meer versenkt.

Wohl bin ich fromm; mein Herz doch heidnisch spricht:
Ich lieb' Dich, Gott, jedoch ich fürcht' Dich nicht!

Du bist mein Vater und du kennst mich gut;
Drum brichst Du nicht des trotz'gen Kindes Muth.

Ich sink' Dir zärtlich in den Vaterarm,
Doch ohne Demuth, ohne Angst und Harm.

Der Gott, der mich so fehlerhaft gemacht,
Er streicht mein Haar im Abendwind und lacht.

Sein Farbenkasten ist gewaltig groß,
Und Kinder viel umspielen seinen Schooß.

Und da Er nun einmal mein Vater ist,
So bin ich stolz auf meinen Ursprung, — wißt!

Der Demuth Ketten bricht mein stolzer Sinn:
Ich glaub' an Gott nur, weil ich göttlich bin!

## Das Gewitter.

Die Luft ist schwül. Gewitterwolken zieh'n.
Das Meer schäumt auf in wilden Melodie'n.

Es zuckt ein Blitzstrahl durch die Wetterwand:
Ein Strich durch's Pensum von Magisterhand!

Gott selbst durchstreicht, so oft es ihm gefällt,
Den ganzen Unsinn der verworr'nen Welt.

Ich weiß nicht recht — mir schäumt das Blut so toll.
Es steckt mich an der Elemente Groll.

Ein Fieber ist es; doch ich bin nicht krank.
Mir ist, als wenn ich schweren Gluthwein trank.

Zum Meere eil' ich. Ah! — Wie imposant!
Das wälzt sich rollend auf den nackten Strand.

Und Blitze zischen durch den Wellenschaum;
Im Sturmwind flockt mich an der leichte Flaum.

O Einsamkeit, o Schönheit, stolze Kraft!
Es wühlt mich auf verborg'ne Leidenschaft.

Ich stehe zitternd im Gewitterschein —
Des Daseins Gährung schäumt wie junger Wein.

O Ahasver, du glaubtest dich so stark!
Nun beugt die Sehnsucht dein erschlafftes Mark.

In Einsamkeit flohst du vor dem Geschlecht, —
Nun fordert Liebe ihr urew'ges Recht.

Du sinkst verrathen an dem Ufer hin,
Und Wollust heischt dein aufgestörter Sinn.

Ist das die Einheit, die du suchend fandst?
Ist das die Fessel, der du dich entwandst?

Ein Herr und König schien dein stolzer Muth —
Du bist ein Sklav' und schuldest den Tribut!

Es stöhnt der Wind. Es dröhnt der Donnerhall.
In Riesenwollust zittert laut das All.

Du ekles Thier, mit deiner brünst'gen Gier —
Bist du ein Herrscher und gehörst du dir?

Fühlst du dich eins mit jener ew'gen Kraft,
Die aus sich selbst das reine Leben schafft?

Dich peitscht die Sehnsucht, du armsel'ger Wicht —
Leibeigner bist du und du hast dich nicht!

Du fühlst dich einig mit der Allnatur —
Und schmachtest brünstig nach dem Weibe nur!

Du dünkst dich Gott und thronst wie Er allein —
O Menschengröße — trügerischer Schein!

Sink' hin zur Erde, küß' die heil'ge Fluth
Und kühl' in Reinheit deiner Sünden Gluth!

Ja küß' den Stein und zügle deine Gier!
Was sich nicht auf sich selbst beschränkt, — ist Thier.

Was sich begattet, schüttet aus den Geist —
Entsagung nennt sich, was nach oben weist!

So kräft'ge dich und lösch' die Liebe aus! —
Wer Niemand lieb hat, der ist Herr im Haus!!

Mit Flammenlettern schreib' die Worte hin:
Die Liebe ist des Lebens Würgerin!

Wer löst der Menschheit ew'ge Schulden ein?
Der letzte Mensch wird ihr Erlöser sein!

## Regenzeit.

Der Regen rauscht. Es webt ein Dämmergrau.
Ich träume dumpf; mich birgt der trock'ne Bau.

Die Ecke links dient mir als Lagerstatt:
Gedörrter Seetang und Bananenblatt.

Und rechts das Fenster, wo ein Schimmer graut:
s'ist todter Fische ausgespannte Haut.

Davor ein Tisch aus dürrem Palmenholz —
s'ist eigen Werk — wer wär' darob nicht stolz!

Gedörrte Datteln baumeln an der Wand —
Was will ich mehr, ist nur die Noth gebannt!

Das Meer gab Salz; im ausgehöhlten Stein
Macht sich die Auster ganz vortrefflich ein.

Es fehlt mir nichts; denn nach der Thiere Blut
Gelüst' ich nicht; das schürt die grobe Gluth.

Zwar fehlt der Wein; die Quelle ist mein Wirth.
Gott Lob, ein Fleck, wo nicht gesoffen wird!

Gott Lob, ein Eiland ohne Lagerbier!
Ein Mensch, der trinkt, steht tiefer als das Thier!

Wie jammert mich die wahnumfang'ne Welt,
Die ihren Schmuck besinnungslos zerschellt!

Ihr Herrn der Schöpfung, Gott hat nicht gewollt,
Daß Eure Krone in die Gosse rollt!

O König Mensch, wer ist noch Herr der Welt,
Wenn Dir dein Scepter in den Kehricht fällt?

Du Abbild Gottes, Du, der Schöpfung Zier, —
Geh' hin und lerne Nüchternheit vom Thier!

Schön ist des Geistes schöpferischer Hauch;
Schön ist die Freiheit; schöner ihr Gebrauch!

Und höher schätz' ich thierischen Instinkt,
Als Menschenwahnsinn, der im Schmutz versinkt.

Es grunzt das Schwein und wälzt sich auf dem Mist —
Schad't nichts, Ihr Herrn, wenn's nur natürlich ist!

Doch Menschen seid Ihr, wühlt im Schmutz gleichwohl!
Zu Säuen macht Euch Circe Alkohol.

Und so verwandelt, folgt Ihr fremder Spur —
O Zerrbild du, geschändete Natur! — — —

So träume ich, derweil der Regen rauscht;
Froh, daß ich Frieden für die Welt getauscht.

Doch Langeweile ängstigt meinen Sinn;
Papier und Stift sind leider längst dahin!

Ein mürbes Blatt, ein winzig-kleiner Stift —
Gedanken drängen und es fehlt die Schrift!

Wohl regnet es; doch gehe ich von Haus;
Die Angst des Müssigseins jagt mich hinaus.

Nie konnte ich — 's ist mir die höchste Pein! —
Nur eine Stunde ohne Arbeit sein.

Der Regen plätschert; dampfend träumt der Wald,
Von grauen Nebeln schleierdicht umwallt.

Ein nasses Mäuschen huscht an mir vorbei;
Die Vögel schlafen. — Oedes Einerlei!

Fern höre ich, wie einen Katarakt,
Der Meereswogen monotonen Takt.

Nun raschelt es im dichten Palmenlaub,
Und perlenblinkend sprüht der Regenstaub.

Ein müder Vogel ist vom Schlaf erwacht
Und schüttelt sich und sträubt die Federn sacht.

Zum Wasser treibt's mich. Dichte Nebelwand!
In eins verschwommen Himmel, Meer und Land.

Nicht zehn Schritt schau' ich auf die Fluth hinaus;
Es rauscht das Meer gedämpft im Nebelgraus.

Und tiefe Schwermuth überschleicht mich still;
Der Möve Ruf durchdringt das Schweigen schrill.

So schreit' ich lautlos weiter an dem Strand;
Nicht Wasser seh' ich und nicht seh' ich Land.

Nun setz' ich mich auf meinen Schieferstein
Und starre schauernd in das Nichts hinein.

Da bröckelt es und blättert leise ab,
Ich sinke sanft von meinem Sitz hinab —

Und schau verwundert, wie der Schiefer glatt
In schöne Tafeln sich gespalten hat.

Und Heureka! — Ich küsse froh den Strand —
Die Tafeln hat der Himmel mir gesandt.

Drei schöne Blätter schenkte mir der Stein,
Da grab' ich meine Runenzeichen ein.

Die Schiefersplitter schab' ich mit dem Stahl,
Das giebt vier Griffel, rundlich und egal.

Und schwer bepackt, durchglüht von stillem Glück,
So eile ich zur Hütte froh zurück.

In grauen Strichen fällt der Regen schwer;
Sein ew'ges Nachtlied psaltert dumpf das Meer.

Erschöpft, durchnäßt, doch mit verklärtem Sinn,
Den Schatz im Arm, sink' ich auf's Lager hin.

Jetzt stürme Meer und rausch', du wilde Fluth, —
Wer schreiben kann, der lebt sein Leben gut!

Und geh' ich auch in Nacht und Noth dahin —
Die Zeichen künden's, daß ich war und bin.

## II.

# Drei Tafeln.

## Erste Tafel.

(Geisterschlacht).

Ich sah ein Bild. Ein riesig Aufgebot.
In allen Lachen lag das Morgenroth.

Es küßte Sturm den feuchten Erdengrund
Und wildes Leben athmete sein Mund.

Und Wolkenfetzen flatterten im Thau;
Das Frühlicht kämpfte mit dem Nebelgrau.

Da tönte durch das frühlingsgrüne Meer
Gedämpfter Trommelschlag von fern daher.

Und näher schon der Trommelwirbel schallt,
So leidenschaftlich wild, und doch so kalt.

So ebenmäßig, stumpf und monoton,
Und doch wie Wuth und Haß und geller Hohn!

So dumpf und klanglos wie ein Tropfenfall,
Und drohend doch wie ferner Donnerhall!

Nun paukt es nah wie Schläge an mein Ohr.
Im Frühroth wiegt sich dunkler Fahnen Flor.

Nun seh' ich Köpfe. Ein unendlich Meer
Von düstern Streitern rollt mit Macht daher.

Und frisch voran im Trommelwirbel droht
Ein düstrer Kämpe: s'ist der Trommler Tod!

Vom schwarzen Hut die weiße Feder wallt,
Der Schädel grinst; der Trommelwirbel hallt.

Die Stöcke tanzen in der Knochenfaust
So straff und feurig, daß die Luft nur saust.

Tambour battant, tambour battant im Takt:
So wälzt sich hin der Riesenkatarakt.

Dann schweigt die Trommel; und mit Spiel und Klang
Marschiert das Geisterheer den Strom entlang.

Den Strom entlang, der durch das flache Land
Sich blitzend hinzieht wie ein Silberband.

Die Banner schaukeln in dem Morgenroth;
Nun schweigt der Marsch; es trommelt dumpf der Tod.

Da stürzt sich flammend eine kleine Schaar
Von lichten Reitern, muthig, schön und klar,

Vom Himmel nieder wie der Sturmwind schnell;
Es blitzt durch's Land der Schwerter funkelnd hell.

Der Wind zerreißt der Nebel dichten Flor —
Es taucht, ein Traum, die nahe Stadt empor.

Nun kreuzt die Schaar den Strom mit blanker Wehr
Und wirft sich stürmisch auf das Todtenheer.

Da gellt ein Lachen höhnisch in das Licht,
Und haßdurchlodert eine Stimme spricht:

„Ihr Herrn des Lichts, grüß Gott! — ihr kommt zu spät!
Seht, welch' ein Heer zum schwarzen Banner steht!

Unübersehbar wälzt sich fort das Meer
Und jede Welle bringt den Tod daher.

Viel Millionen schaaren sich zu Hauf
Und steh'n als Kläger richtend vor euch auf.

Die Todten sind es, die in Gram und Noth
Verzweifelt sind im Kampf um's trockne Brod.

Sie sammeln sich und ziehen vor die Stadt,
Die Glück auf Unglück frech erbauet hat.

Es rückt heran und pocht ans lichte Thor
Der satten Freude der Enterbten Chor.

Viel Freude nahmt ihr, die ihr wallt im Licht,
Und dachtet derer, die im Dunkel, nicht!

Und jede Freude, wißt ihr, ist verrucht,
Der irgendwo ein schuldlos Elend flucht!

Ein Tropfen Glück, bezahlt mit fremdem Leid,
Bleibt Schuld und Sünde bis in Ewigkeit!

Nun stand er auf, der todtgeglaubte Haß,
Nun lief es über das gefüllte Faß.

Und jedes Armen Klage ein Soldat:
So ging sie auf, der Sünde Drachensaat!

Ihr Herrn des Lichts, so kommt und zückt das Schwert!
Ein jedes Leben ist ein Sterben werth.

Komm stolze Freude! Komm verfluchtes Licht!
Der Todten Klage scheut das Leben nicht." —

Die Stimme schwieg. Ein dumpfer Trommelschlag.
Es scholl ein Ruf, so heiter wie der Tag:

„Da kriecht ein Wurm; er sieht die Sonne nicht
Und tastet blind in's süße Himmelslicht.

So strebt das Leben rastlos aus dem Dunst
Der Sonne zu. Das Sehen ist die Kunst.

Wie viele Blinde wohl die Welt gebar,
Ein Aug' zu schaffen, sonnenhell und klar!

Das ist die Regel für der Freude Flug:
Das, was nicht fliegt, das ist nicht stark genug!

Ihr gabt der Jugend karge Blüthe drein
Und tauscht dafür die Frucht der Reife ein.

So träumt das Elend dumpfig in den Tag,
Damit die Freude triumphiren mag!

Denn alle Menschheit ist so wie ein Mann:
Sie blüht und welkt, damit sie reifen kann.

Und tausend Blüthen düngen still die Welt,
Bis eine Frucht reif von dem Baume fällt.

So düngt und erntet wählend die Natur.
Verbesserung ist der Entwicklung Spur.

Ein großes Glück, das einer Seele strahlt,
Mit Vieler Leid zu hoch ist's nicht bezahlt.

Und könnt' ein Mensch Gott eine Stunde sein,
Mit Jubel geben wir die Menschheit drein!

Es drängt zum Zweck, es drängt zum letzten Ziel;
Hier zählt kein „Wenig" und hier wiegt kein „Viel".

Wenn sich im Einz'gen krönt das Ideal —
Die Masse, Freund, ist doch nur Material!

Reckt sich in Einem, was man Größe heißt,
Dumm ist der Pöbel, blind und ohne Geist.

Wer ist die Menge, die nach Rache schreit?
Des Geistes Räthsel heißt Persönlichkeit!

Der Menschenheerde fehlt Persönlichkeit,
Drum ist sie geistlos bis in Ewigkeit.

Drum brüll' nur Rache, drohendes Geschlecht —
Du bist in Masse, also nicht im Recht!

Die Schwere gilt nicht für des Geistes Höh'n:
Mens molem agitat: Der Satz bleibt steh'n!"

Da braust ein Ruf vieltausendstimmigstark:
„Du lügst, du lügst, und was du sagst, ist Quark!

Dein loses Wort bleibt nimmermehr besteh'n;
Ein Herz, das liebt, wird mit der Menge geh'n!

Ihr Eigenmenschen dünkt Euch noch so groß, —
Ihr seit nur frech und kalt und liebelos!

Es naht das Ende und es kommt die Frist,
Da Jedermann im Volke Eigner ist.

Dann ist das Ganze die Persönlichkeit
Im höhern Sinne der Unendlichkeit. —

Drum vorwärts, vorwärts, Trommelwirbel dröhnt!
Das Schwert sei Richter, da das Recht verhöhnt!

Durch Sturm und Sonnenglanz führt uns're Bahn,
Die schwarze Fahne flattert wild voran.

Verspottet habt Ihr unsre Qual und Noth —
Nun trommelt uns zum letzten Streit der Tod!" —

Und donnernd wälzt sich hin das Todtenheer
In breiten Wellen als ein dunkles Meer.

Es blitzen Schwerter hell im Sonnenschein,
Ein wilder Knäu'l von tobendem Gebein;

Von Roßgetümmel, toll im Sonnenduft,
Und Mähnenflattern, zitternd in der Luft;

Von blanken Schilden, Helmen, weh'ndem Haar,
Zerfetzten Bannern in versprengter Schaar.

Und Roßgewieh'r und Trommelschall darein,
Und dumpfer Schwerterklang auf Todtenbein.

So weit der Blick in graue Fernen trägt —
Ein Meer von Schädeln, schauerlich bewegt.

Wie Wellen hüpfend rast der Geisterkampf
Durch Tag und Nacht, durch Donner, Licht und Dampf.

Ein klingend' Spiel in grellen Wolkenhöh'n,
Gewitter-Lärm und Hornmusik-Gedröhn.

Das wälzt sich dampfend um den Weltball fort —
Auf Erden Krieg und in den Lüften Mord!

Verklingend und verhallend wie im Traum
Hinrauscht die Schlacht, ein Schattenspuk im Raum.

Die Erde taumelt, unbeirrt im Wahn,
Im Dampf des Schmerzes ihre Sonnenbahn.

Dahingeschleudert durch das todte All
Mit Weh und Lust und Lieb' und Sündenfall;

Mit Dorf und Stadt, mit Urwald, Bach und See,
Mit Blut und Feuer, Staub und Blüthenschnee.

Bis im Tumult der Kräfte auch die Welt
In Myriaden Lichtatom zerschellt.

## Zweite Tafel.

(Kyklops).

O Kraftgefühl, im Abendroth zu ruh'n
Und rasten von des Tag's mühsel'gem Thun!

Die Felsen glüh'n noch von des Tages Gluth,
Auf weitem Meere schwimmt das Sonnenblut.

Im Oelbaum raschelt wie verträumt der Wind
Und küßt auch des Cyklopen Scheitel lind.

Ein Auge nur! Doch spiegelt sich die Welt
In diesem einen zauberisch erhellt.

Das Abendroth, der Wald, das blaue Meer —
Einäug'ger Riese, was begehrst du mehr?

Zwar meidet mich die arge Menschenwelt,
Der nur das Kleine, Niedliche gefällt;

Mein Leib ist riesig, doch von edlem Maaß,
Daß oft im Anblick ich mein Leid vergaß.

Die Schönheit, deucht mir, kennt kein Groß und Klein,
Soll ihr Geheimniß das Verhältniß sein!

Das Einaug' zwar giebt Anlaß dem Gehöhn:
Wenn's Regel wäre, nun so wär's auch schön!

Trüg' jeder Pinsel solch' ein Aug' herum:
„Wie schön, wie schön!" schrie gleich das Publikum.

Und meine Kraft? Der Schwache haßt die Kraft;
Neid ist der Kleinen einz'ge Leidenschaft.

Das Selt'ne, Einz'ge ist der Menge Spott — —
Sie flucht ihm; denn die Heerde ist ihr Gott.

Sie weiß nicht, daß der Starke ohne List,
Und tief im Herzen gut und hülfreich ist.

Sie weiß auch nicht, wie tief der Himmel blaut,
Wenn andachtsvoll ein Auge in ihn schaut!

Wie wunderbar das heil'ge Abendroth
In eines Aug's gewölbtem Spiegel loht!

Dies eine Auge, deß' die Menge lacht,
Es trinkt verdoppelt aus dem Kelch der Pracht;

Es sieht nur Schönheit, starrt in Sonnenlicht
Und kennt den Schmerz der Maulwurfsaugen nicht.

O wär' ich blind, o sänk' in Nacht zerschellt,
In ew'gen Schatten dieser Trug der Welt!

Ich ward geboren also, wie ich bin;
Man trieb mich wahllos zu den Andern hin;

Verlassen wie ein Fels im flachen Land,
Umschwärmt von Zwergen, ich da plötzlich stand.

Sie rafften Steine von der Erde auf
Und hetzten mich als wie ein Vieh zuhauf.

Erschöpft, verwirrt, beschämt in meinem Sinn,
So sank ich keuchend vor der Höhle hin,

Die mich gebar. O Erde, treu und warm!
Der Mutter sank ich weinend in den Arm.

O Kyklops, Kyklops, schwör dir's, nimmermehr
Den Weg, den Irrweg in die Welt zu geh'n! — —

Da, huscht es nicht wie Leben in dem Strauch?!
Sei ruhig, Kyklops, nur der Abendhauch!

Jetzt solltest du wohl in die Höhle geh'n,
Bevor du ruh'st, und nach den Ziegen seh'n.

Da springen sie voll Lust um mich herum
Und meckern froh. Wer sagt, das Vieh ist dumm?

Am Eingang sitz' ich nieder auf den Stein.
Du, rauchgeschwärzte Höhle, du bist mein!

Vom Kohlenherd ein blaues Räuchlein geht
Und schwebt zum Meere, schwebt und schwebt — zerweht.

Das Zicklein halt' ich kosend auf dem Schooß;
Umschnuppert fühl' ich mich mit sanftem Stoß.

Ein Rappeln und ein Stampfen rings umher;
Und draußen rauscht sein Abendlied das Meer.

O Thierlein, Thierlein, einzig lieb und gut
Seid ihr mit Kyklops! O wie wohl das thut!

Da, wieder schon; — wie kommt mir das doch vor!
Ein Mädchenkichern dicht vor meinem Thor.

Da schimmert auch ein schneeiges Gewand; —
Ein Sprung, ein Griff — — ich halt' es an der Hand!

Welch' reizend Kind, halb schmollend, halb in Angst!
„Komm', Kleine, s' ist nicht nöthig, daß du bangst!

Nicht werd' dir Leid! Komm', schau' das Zicklein an!
Ich thu' dir Liebes, was ich weiß und kann.

Und wenn dich dürstet, kühle Milch im Schlauch,
Weinbeeren, Obst und Käse hab' ich auch.

Da lachst du schon, du rosig-feines Kind!
Dies Lachen streichelt Kyklops' Wangen lind.

Sie athmet kurz: der junge Busen hebt
Sich leis im Linnen, das sie selbst gewebt.

O Doris, Doris, himmlisch-süßes Blut,
Zu deinen Füßen Kyklops liebend ruht!

Verstoß mich nicht, bleib' bei mir allezeit,
Mein Herd ist dein, mein Lager steht bereit!" — — —

„Sei still, o Kyklops, sonst — — ich fürchte mich;
Du großer Mensch, wie bist du wunderlich!

Ganz mollig ist's hier oben! Aber nein!!
Wie ist das Zicklein zart und lieb und fein!"

Und kraut dem Zicklein leise hinter'm Ohr.
Ich setz ihr Milch und süße Früchte vor;

Ich glaub', ich könnte hundert Jahr so steh'n,
Das liebe Kind so fröhlich knuspern seh'n! — — —

Die Sonne sank. Der Abendbrise Traum
Umsäumt den Strand mit lichtem Meeresschaum.

Von Abendlicht und Kohlengluth bestrahlt,
(Die heiße Rosen auf die Wangen malt),

So sitzt sie da, das Zicklein auf dem Schooß,
Und starrt auf's Meer mit Augen, staunend-groß.

Bist du so fromm und liebreich, wie du scheinst?
Darf ich dir glauben, daß du's ehrlich meinst?

Verschmähst du nicht, so wie die Andern all',
Den rauchig-einsamen Cyklopenstall?

Ist's Furcht, ist's Mitleid, was dein Herz bewegt?
Hast heimlich du die sanfte Gluth gehegt,

Die mädchenhafte, die du nimmer stillst,
Und stumm dem Riesen nur verrathen willst?

Ich weiß es nicht. Ein Räthsel bist du auch
Und gleichst dem Meer im frühen Abendhauch. — —

Nun schläfert's ihr. Ich nehm' sie in den Arm.
Wie ist sie klein und fein — daß Gott erbarm!

Sie blinzelt süß und kichert schalkhaft hell,
Vom Felsen rieselts, wie ein Silberquell.

Ich streichle ihr das gold'ne Seidenhaar
Und bring' ihr stumm die heiße Huld'gung dar.

Nun schmollt sie wohl. Dann kraut sie meinen Bart
Mit ihrem Händchen, seidenweich und zart.

Und wilde Wollust strömt mir durch das Mark — —
Cyklopenherz, nun aber sei du stark!

Sie aber lockt mich lüstern zum Genuß — —
Ich küß' den Mund, ich küß' den nackten Fuß.

Ich küß' den ganzen warmen, jungen Leib — —
Mein zitternd Herz giert stürmisch nach dem Weib.

Doch zähm' ich mich; denn Mitleid raunt mir zu:
Was willst, o Kyklops, mit der Blume du?!

Ein Schmetterling in einer Riesenfaust!
Die Flügel wären nur zu bald zerzaust.

So wieg' ich sie mit Andacht in dem Arm
Und summ' mein Lied und halt' sie sanft und warm.

Die Ziegen schlummern. Droben flimmert klar
Das Firmament im goldnen Sterntalar.

Und schwebt ein Wölkchen schimmernd vor den Mond,
Ein leiser Kuß den treuen Wächter lohnt.

Von diesem Erdenkind an meiner Brust
Trink' ich in einem alle Erdenlust.

Der Duft des Haars, des warmen Leibes Hauch — —
Einäug'ger Riese, lieben kannst du auch!

Und schuf dich Gott im Uebermaß so groß — —
Freu' dich des Kleinen, einsamer Koloß! — — —

Ein Heiligthum, ein Glück, ein flücht'ges Licht — —
Ich bet' dich an, du süßes Angesicht! — — —

Da Schritte, Lärm! In Rauch und Fackelgluth
Stürmt auf mich ein verthierte Menschenwuth. — — —

„Da hält er sie, der Räuber, auf dem Schooß!
Schlagt auf das Vieh mit Stein und Knüppel los!

Brennt ihm das Einaug' mit der Fackel aus
Und werft dem Schänder Feuer in das Haus!

Schlagt ihm die Ziegen und die Zicken todt,
So heult er hungrig in das Morgenroth

Und starrt mit leerer Augenhöhle dann
Die leere Höhle, ein Beseß'ner, an!"

Noch harre ich, vom Schrecken wie gebannt,
Als schon die Streu in Flammengluth entbrannt.

Und Doris schilt und weint verträumt dazu:
„Der Riese wollte mir ein Leides thun!"

Ein Felsblock trifft mich mitten auf die Stirn — —
Ein Purpurnebel wogt um mein Gehirn.

Ein Würgen, Sengen, — Feuer Blut und Rauch — — —
Am Morgen weckt mich kühler Meereshauch.

Ein Feuerkrater brennt mir im Gehirn — —
Ich sehe nichts — Blut rieselt von der Stirn.

Verbrannt die Brust. Rings Stille um mich her.
O Kyklops, Kyklops, stürz' dich in das Meer!

Beraubt, geblendet, in den Staub gefällt — —
Verrathen von dem Liebsten in der Welt!

Ein blinder Riese ohne Freund und Brot — —
So starr' ich jammernd in das Morgenroth.

Was schert mich Glanz und Luft und Sonnenlicht?
Die blut'ge Augenhöhle sieht es nicht!

Sie fühlt nur Schmerz und starrt in Purpurnacht — —
Cyklopenloos: Verlassen und verlacht!

Verhung're, stirb, einäug'ges, großes Thier,
Du bist wie wir nicht, also fort mit dir!

O Sonne, Sonne, blinden Auges steh'
Ich nun vor dir und klage dir mein Weh!

Ich sah dich anders, als die Andern all'.
Ein Aug'; ein Glanz, ein Leuchten überall!

Nun kam die Nacht, das große Dunkel kam,
Das all das Licht in seine Falten nahm — — —

Ich aber stürze, ein zerbroch'ner Stein,
Vom Strand des Lebens in die Fluth hinein,

Die alle Wunden, die das Dasein fühlt,
Mit ew'ger Welle sanfter Brandung kühlt.

## Dritte Tafel.

(Weltuntergang).

Der Morgenmond gießt Silber auf das Feld.
Thauwolken dampfen lautlos um die Welt.

Der Weizen wogt im Morgentraume lind
Und Wachtelschlag tönt leise in den Wind.

Da naht der Welt in Duft und Morgenreif
Ein Lichtphantom mit riesenhaftem Schweif!!!

Und Regen rauscht. In silbergrauem Duft
Wie Adlerflügel spannt sich's durch die Luft!

Es trinkt die Wolken, platzt mit Donnerhall
Und stürzt zur Erde als ein Wasserfall. — —

Dann kurze Stille. Jäh entflieht die Welt
Der Sonnenbahn, die sie gefangen hält . . . .

Dann wieder Donnerhall und Sturmeswuth.
Hochaufgethürmte schmutzig-gelbe Fluth.

Sie rollt heran in Wellen breit und schwer
Und wälzt sich brandend über Wälder her.

Dort wird ein Dorf im Sturm dahingefegt,
Ein Tannenwald daneben umgelegt,

Gleich grünen Schwaden, die der Schnitter mäht,
In breiten Wellen sausend hingeweht.

Das stürzt dahin wie eine braune Wand!
Das rauft und rodet wie 'ne Riesenhand!

Die Bäume knicken, hingemäht im Scherz,
Die Wipfel erd-, die Wurzeln himmelwärts.

Da fliegt ein Rehlein sausend durch's Geäst,
Ein Mann, ein Igel und ein Storchennest.

Ein Bäuerlein voll Angst und Staunen blickt
Vom Pflug empor zur Sonne — — und erstickt.

Im Wasserdröhnen stirbt das Schmerzgebrüll — —
Hingischtend drüber kreischt die Woge schrill.

Und mitten aus dem Wasser schlägt hervor
Das loh'nde Feuer, züngelnd hoch empor!

Und Feuer mischt mit Wasser sich in Eins — —
Vermählt ist nun das Element des Seins.

In brünst'ger Lust, es kämpft und stöhnt und fällt
Hin auf sein Brautbett, — die zerstörte Welt.

In Wollustkrämpfen Brust an Brust zerdrückt
Der Erde Rosen, die ein Gott gepflückt!

Nun wälzt es sich auf seiner Lagerstatt
Und wirft sich jauchzend auf die ew'ge Stadt.

Noch summt gedämpft der Großstadt dumpfer Lärm —
Schon wühlt die Woge sich in ihr Gedärm.

Paläste wanken. Säulen stürzen um,
Dazwischen tönt's wie Telegraph-Gesumm.

Durch off'ne Thore in den Petersdom
Stürzt sich in Strudeln der empörte Strom,

Bringt in den Hallen, spühlend zum Altar,
Als Opfer Patagonier-Leichen dar.

Ein Knall — — ein Blitzstrahl, schweflich-gelben Scheins:
Und Vatikan und Quirinal ist eins!

In Flammenwogen weiter leckt die Fluth
Durch Steppensand und über Wüstengluth.

Das Mittelmeer mitnehmend, rollt der Brand
Im Wellenschaum auf afrikan'schen Sand.

Dem großen Urwald wälzt er nun sein Grab;
Versengte Vögel taumeln jäh herab.

Aus wilden Zwergen, Affen, Palmen, Koth
Mischt sich den Festsalat der Schlemmer Tod.

Dazwischen gleißt der Alpen ew'ger Glanz —
An Gletscher klascht der Krokodilenschwanz.

Gluthfeuer löscht den ew'gen Firnenschnee;
Voll Eskimos der Albert-Njanza-See.

Thier, Pflanzen, Menschen, festgeknäult, durchwühlt
Im Maëlstrom um den Erdenball gespühlt!

Da spaltet sich die Erde! Gurgelnd sackt
Sich tief darin der Riesenkatarakt.

Hinüberleckend, flackert aufgestört
Erdinn're Gluth, gereizt, verdrängt, empört!

Dann wieder glättet sich der Wasser Lauf,
Felsen und Steine schwimmen oben auf.

Versengtes Fleisch, Meersalz und Blumenduft:
Zerriss'ne Schlangen fliegen durch die Luft.

Ein wilder Reiter mit gesträubtem Haar,
Auf Nilpferdrücken schwimmt ein Jaguar.

Dann wandert mit Gebrüll, das klagend gellt,
Die Würgerin Erstickung durch die Welt.

Die bebt. Die zuckt. Und knatternd explodirt
Der Erde Luft, die sich in's Nichts verliert.

Und blauverzerrt, Schaum vor dem gähnenden Mund,
Erstickt mit eins die Lebewelt im Rund.

Ein Blitz, ein Donnerschlag, ein dumpfer Knall — —
Raketengleich zerstiebt der Erdenball.

Urnebel, Nebel, schwindend in das Nichts,
Am Horizont ein Garbenspiel des Lichts.

Gott schaut von oben friedevoll herab.
Dampf. Ruhe. Sternenschein. Im All ein Grab!

Befriedigt athmet auf der weite Raum.
Und ausgeträumt ist Gottes schöner Traum.

# III.

# Abschied.

# Abschied.

„Nun sinkt der Stift mir aus der müden Hand.
Die Tafeln glühen in dem Sonnenbrand.

Und, ausgebreitet vor dem Tageslicht,
Der Geist in Bildern von sich selber spricht.

Die Welle rauscht eintönig auf den Tang —
Gelobte Einsamkeit, du machst mir bang!

Die Schreibefreude ist in Nichts verraucht,
Der Träumersinn in Dämmerung getaucht.

Die Insel schweigt. Kein Vogelruf ertönt.
Wie diese Stille meine Stille höhnt!

Dort heit'rer Friede, in sich selbst gefügt,
Hier eine Ruhe, die sich selbst belügt!

Der salz'ge Meerhauch, der die Palme wiegt,
Erstickend, lastend auf der Brust mir liegt.

Fad' schmeckt die Frucht. Die Auster mundet nicht
Und bald verhaßt ist mir das Sonnenlicht.

Vom Meere her der monotone Takt
In Fieberrythmen mich wie Wahnsinn packt.

Aufschreien möcht' ich, wie ein wildes Thier — —
Das Menschenheimweh lodert heiß in mir!

Schnell aus der Hütte renn' ich an das Meer
Und schau' wie rasend hoffnungslos umher.

Kein Segel rings. In stummer, glatter Gluth
Das todte Meer in ew'ger Bläue ruht.

Blutwarme Luft umspielt mich wie im Traum,
Zu Füßen flockt mir zäher Meeresschaum.

Wie Todesgähnen geht's durch die Natur;
Die matte Brandung kündet Leben nur.

Mit müdem Glucksen spühlt sie Stein um Stein,
Der grüne Schlamm gleißt grell im Sonnenschein.

Dort schnalzt ein Fisch gelangweilt in das Licht.
Am heißen Tang sich Well' um Welle bricht.

Nicht länger leid' ich dieses Schweigens Pein — —
Ich will zurück, Mensch unter Menschen sein!!

Die Welle lacht verstohlen an das Land.
Ein Kichern regt sich in dem Sonnenbrand.

„Prahlender Heros auf der Siegesspur:
Da hast du sie, nun lieb' doch die Natur!

Umarm' die Steine, küß' das heiße Land
Und leb' in Minne mit dem Meeresstrand!!"

Ja, flieh' nur zur Natur in deinem Schmerz: —
Sie wird dich höhnen; denn sie hat kein Herz.

Ein Herz, ein Herz, ein warmes Herz im Leib — —
Ich fluchte ihm, nun schmacht' ich nach dem Weib!

Nach Freundschaft, Liebe, Treue und Vertrau'n — —
O güt'ger Himmel, ist kein Schiff zu schau'n?!

Wie wird mir? Da! — Ein Segel!! Seh' ich recht?
Ich sink' auf's Knie. — O Welt, du bist gerächt!

Ich reiß' in Fetzen mir das Hemd herab
Und pflanz' die Lumpen auf den Wanderstab.

Hei, flackt das lustig in die Welt hinaus...
Unfehlbarkeit, dein toller Traum ist aus!

Da weht das mürbe Lumpenzeug im Wind,
Der Sehnsucht Nothschrei! Heiß die Thräne rinnt.

In blauer Ferne gleitet, ein Phantom,
Das Segel weiter auf dem Meeresstrom.

Ich rauf' mein Haar, sink' brüllend in den Sand,
Zerknirsche Muscheln in geballter Hand,

Dem Kinde gleich, das bang um Hülfe ruft — —
Vergilbte Fetzen flattern in der Luft;

Ein kläglich Zeichen, daß am öden Strand
Ein stolzes Herz in sich den Meister fand.

Das Segel weicht. Ich sink' in müder Qual
In Schluchzen nieder vor dem Nothsignal.

Ihr mürben Lumpen, flattert nur zum Meer —
Erbarmend blickt kein Auge zu mir her!

Den zagen Gruß verschämter Sehnsuchtsqual,
Kein Wesen schaut dies karge Leidensmal.

Zu Ende denn mit neugestähltem Muth:
Erklimm' den Felsen, stürz' dich in die Fluth!

Vielleicht, ich hoffe, künden einst von mir
Der Schieferstein, die Fetzen von Papier.

Getilgt ist so des düstern Daseins Fluch. . . .
Du sollst nicht tödten, ist ein leerer Spruch . . . . ."

# Urtheile der Presse

über

# Maurice Reinh. v. Stern's „Nebensonnen".

Neue Gedichte.

„Maurice von Stern hat soeben wieder eine Sammlung von Gedichten veröffentlicht, welche wie die frühern die bekannten hohen Vorzüge der Stern'schen Lyrik aufweisen: Farbenglanz mit musikalischem Wohllaut vereint — eine seltene Verbindung! — Stimmung, gepaart mit wahrhafter, scharfer Genauigkeit des Ausdrucks. Mehr und mehr macht sich Stern's Ruf als eines der ersten deutschen Lyriker der Gegenwart geltend; kaum eine neuere Zeitschrift, in welcher wir nicht entweder seinem Namen oder einem seiner Beiträge begegnen; bis jetzt ist auch kein Nachlassen der Kraft und des Werthes trotz der gefährlichen Ruhelosigkeit des Schaffens bemerkbar; des Verfassers Motto aus Faust von dem Poeten, der sich vollendet, indem er verschwendet, hat sich einstweilen an ihm bewährt...... Einstweilen wollen wir uns aber an diesem sonnigen, farbentrunkenen Büchlein, welches durch Vignetten und Illustrationen zu einem Prachtwerk gedieh, unbefangen erlaben. Zwei Proben sollen unser besonderes Wohlgefallen an den Nebensonnen rechtfertigen." „Neue Zürcher-Zeitung."

„Ein Dichter, der um Haupteslänge über das moderne dichtende junge Deutschland hinausragt, ist Maurice Reinhold von Stern, und seine soeben in E. Pierson's Verlag in Dresden erschienene Sammlung neuer Gedichte: Nebensonnen, ist geeignet, seinen Ruf zu erhöhen...... Die Gedichte zeichnen sich durch eine gluthvolle Farbenschilderung und einen tiefen sittlichen Ernst aus, der jedoch keineswegs das frische fröhliche Lied aus seinem Schaffenskreise verbannt; das Naturgefühl des Dichters und seine liebenswürdige und anmuthige Sprache, verbunden mit leichter Formenbehandlung, lassen ihn auch den gefälligen Liederton sehr wohl treffen, wie z. B. das Lied „Unter dem Apfelbaum" beweist. „Mein Dichten ist wie Mondenlicht, und schwer wie Duft von Blüthenschnee", sagt er selbst einmal, und er hat damit zugleich die Empfindung des Lesers ausgedrückt." „National-Zeitung" in Berlin.

„Das neueste Werk Stern's, „Nebensonnen", liegt heute vor uns und wir gestehen gerne, daß es seinem Titel vollständig entspricht, **brillant und schön ist die äußere Ausstattung**, freundlich und herzerwärmend sein Inhalt, **ein ächtes Sonnenkind Stern'scher Muse.**

„Maurice von Stern ist seinem Vorsatze, den rauhen Weg des Politikers mit dem blumenbegrenzten Pfade des Dichters zu vertauschen, vollständig treu geblieben. Das grelle Wetterleuchten seiner Proletarierlieder, die schmerzdurchzuckte Wehmuth seines „Excelsior" ist verschwunden. Die mit ungeschminkter Wahrheit geschilderten Sittengemälde aus dem sozialen Leben, wie sein „Höhenrauch" sie uns bietet, finden sich in den „Nebensonnen" nirgends. Schon sein vorhergehendes Büchlein „Sonnenstaub" ist mit dem neuesten Werke Stern's nahe verwandt; ebenso seine „Ausgewählten Gedichte".

„Jene letztgenannten Gedichtsammlungen sind der Ausdruck der reinsten, schönsten Künstlerphantasie, eine poesievolle Verherrlichung der höchsten Ideale der Menschheit, ein sehnendes Emporschauen zum Urquell alles Wahren, Schönen und Guten. **Mit einem Worte: Stern's poetisches Können hat in seinen „Nebensonnen" eine Stufe der Vollkommenheit erreicht, welche kaum überschritten werden kann.**

„Wir unterlassen es absichtlich, Einzelnes hervorzuheben, denn wer sich überhaupt für unsere zeitgenössische Litteratur interessirt, wird ohne Zweifel gerne selbst einen prüfenden Blick in Stern's neuestes Werk werfen.

„Schließlich sei noch erwähnt, daß dasselbe sich ausgezeichnet für den anspruchsvollsten Salontisch eignet, indem das Buch mit hübschen, sinnigen Illustrationen von namhafter Künstlerhand reich versehen wurde."

„**National-Zeitung**" in Basel.

„Den vor nicht langer Zeit in demselben Verlage erschienenen „Ausgewählten Gedichten" läßt Maurice v. Stern nun eine neue Sammlung folgen, und auch in dieser bewährt er sich als ausgezeichneter Lyriker. Die große Fruchtbarkeit seiner Muse thut dem Werthe seiner Dichtungen keinen Abbruch..... Die üppige farbenprächtige Schilderung Stern's und seine rege Phantasie lassen oft Gedichte von eigenartigem Reiz entstehen.... Jedenfalls ist Maurice v. Stern ein Dichter, der eine Hauptes-länge über das moderne dichtende Deutschland hinausragt."

„**Dresdner Anzeiger.**"

---

Albanus'sche Buchdruckerei Dresden

---

Albanus'sche Buchdruckerei Dresden.